



Leseprobe

Vladimir Vertlib

Schimons Schweigen

Roman

ISBN: 978-3-552-06184-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06184-2>

sowie im Buchhandel.

Schimon

Dreißig Jahre lang hatten mein Vater und sein bester Freund Schimon nicht miteinander geredet. Schimon schickte Vater nach fünfzehn Jahren des Schweigens eine Ansichtskarte, auf der die Klagemauer abgebildet war. Vater antwortete mit einer Karte, die den Wiener Heldenplatz und die Hofburg zeigte. Die Texte auf der Rückseite leiteten weitere fünfzehn Schweigejahre ein. Als meine Eltern Mitte der neunziger Jahre in Jerusalem zu Besuch waren, trafen sie sich mit vielen alten Freunden, die sie noch aus ihrer Jugendzeit in Lenin-grad kannten, sie sahen deren Kinder und Enkelkinder, nahmen an Festen und Ausflügen teil, lernten neue Menschen kennen, aber sie fuhren nicht nach Ramot. Und Schimon, der über jede Station des Israelbesuchs meiner Eltern, über jeden Freundes- oder Verwandtenbesuch und jede damit verbundene Anekdote durch gemeinsame Bekannte unterrichtet werden wollte, hatte verkündet, meinen Vater nur dann wiedersehen zu wollen, wenn sich dieser entschuldigte.

»Warum soll ich mich entschuldigen?«, empörte sich Vater noch kurz vor seinem Tod. »Ich? Warum ich? Soll er sich doch entschuldigen.« Mutter meinte, er solle nicht so hart zu sich selbst und zu anderen sein. Doch Vater schüttelte den Kopf und sagte: »Letztlich ist mir das alles längst egal.« Und fügte mit einer Wut in der Stimme, die er erfolglos zu verbergen versuchte, hinzu: »Diese Geschichte interessiert mich nicht mehr. Sie regt mich nicht mehr auf. Schnee von gestern.«

Als mein Vater gestorben war, rief Schimon aus Jerusalem an, um Mutter sein Beileid auszusprechen.

Ich selbst kannte Schimon von den zahlreichen Fotos, die Vater während der gesamten Zeit unserer langen Emigrationsodyssee aufgehoben hatte. Persönlich lernte ich ihn erst im Sommer 2000, ein Jahr nach Vaters Tod, kennen. Er hatte auf seiner Europareise in Wien Station gemacht, war bei meiner Mutter zu Besuch und wollte mich treffen. Also machte ich mich auf den Weg von Salzburg nach Wien.

Der Empfang, den meine Mutter Schimon und seiner Frau bereitet hatte, war sehr russisch. Auf dem Tisch im Wohnzimmer lagen Speisen, die mindestens ein Dutzend Ausgehungerte satt gemacht hätten, und auch dann wäre noch genug für das Mittag- und Abendessen am nächsten Tag übrig geblieben. Die Gäste hatten in dem weichen, aber als Sitzgelegenheit für dieses Festmahl völlig ungeeigneten Sofa Platz genommen. Ihre Körper versanken im Schaumgummi, während ihre Knie dadurch bis zur Höhe der Tischkante gehoben wurden. Aus einer solchen Position heraus konnte der Griff zur Gabel zu einer schmerzvollen Rückengymnastik werden. Mutter und ich saßen unseren Gästen gegenüber, hatten es aber nicht wesentlich bequemer als sie. Unsere Stühle hatten zwar keine beweglichen Sitzflächen, waren aber für den Wohnzimmertisch, der nur zu besonderen Anlässen als Esstisch verwendet wurde, viel zu hoch. Dies hatte zur Folge, dass wir uns die ganze Zeit ebenfalls strecken und beugen mussten.

Ein Festessen bei meiner Mutter ist wie das Leben, dachte ich. Es gibt nichts umsonst.

Während Lilja, Schimons Frau, vor- und zurückrutschte, den Teller mehrmals in die Hand nahm und wieder abstellte, meisterte Schimon die physische Herausforderung bravourös. Seine Bewegungen hatten nichts Linkisches oder In-sichgekehrtes, das ich von anderen Russen kannte. Der kräf-

tige Endsechziger sah mit seinem kurzärmligen Hemd, den drei offenen Knöpfen und dem braungebrannten Gesicht wie ein typischer Israeli aus.

»Wie sehr du mich an deinen Vater erinnerst!«, bemerkte Schimon. »Dieselben Augen, derselbe Blick. In seiner Jugend hat sein Gesicht genauso gestrahlt. Nicht wahr, Lilja?«

Lilja unterbrach ihren Kampf mit dem Kartoffelsalat. Ihr ausgestreckter rechter Arm zuckte einige Male und erstarrte. Die Hand hatte ihr Ziel, die gläserne Schüssel in der Tischmitte, um etwa fünf Zentimeter verfehlt.

»Alle Menschen haben strahlende Gesichter in ihrer Jugend«, sagte sie. »Aber du hast recht, er ist ganz wie sein Vater, ich denke, nicht nur äußerlich, sondern, nach allem, was ich gehört habe, auch charakterlich.« Sie schaute mich an, deutete meinen Gesichtsausdruck richtig und fügte schnell hinzu: »Das war als Kompliment gedacht.« Vielleicht, meinte sie, sei ich, so wie mein Vater, ein Idealist, der die Fähigkeit nie verloren habe, die Welt mit gutmütiger Ironie zu betrachten und sich selbst auf die Schaufel zu nehmen.

»Mit Ironie durchaus. Aber gutmütig?«, murmelte ich. »Manchmal konnte er ganz schön ...«

»Er war eine Seele von einem Menschen«, unterbrach mich Lilja.

»Die Seele von einem Menschen!«, bestätigte Schimon in einem Tonfall, der jeden Widerspruch ausschloss. Zu gerne hätte ich seine Version der Geschichte gehört, die ich von Vater kannte, aber ich hatte meiner Mutter versprochen, »keine schwierigen Themen anzuschneiden«. Also bemühte ich mich, die Harmonie des Augenblicks nicht zu stören, und bemerkte stattdessen: »Ich schätze, dass mir auch meine Mutter einige positive Eigenschaften vererbt hat«.

»Das bezweifle ich«, sagte Mutter. »Von mir hast du die

Kurzsichtigkeit und die Plattfüße und diesen nervösen Husten. Aber jetzt iss endlich was! Plaudern kannst du später. Deine Gene wirst du nicht mehr ändern, deinen Hunger hingegen kannst du stillen. Fisch? Kartoffelsalat? Schinken? Käse? Ein Glas Wein?»

»Nein, keinen Wein.« Ich wollte Schimon nüchtern über mich ergehen lassen. Das war ich Vater schuldig. In den Monaten nach seinem Tod war er in meinem Leben präsenter als in den zehn Jahren davor. Nun begleitete er mich jeden Morgen aus meinen Träumen in den Alltag hinein, schaute mir über die Schulter, gab Kommentare ab und war auch dann mit einem Rat zur Stelle, wenn ich keinen benötigte. Ich verstand, dass ich einfach warten sollte, bis er sich zu einem etwas unauffälligeren Begleiter meines Lebens entwickeln würde.

»Weißt du, dass ich der Trauzeuge deines Vaters sein sollte?«, fragte Schimon.

Das wusste ich.

»Stattdessen wurde es sein Schwager. Der wollte das unbedingt. Niemand weiß, warum. Dein Vater gab nach, nachdem seine Mutter ihn darum gebeten hatte. Die Familie geht natürlich vor.«

»Ich kenne die Geschichte«, sagte ich. »Als Kind und als Jugendlicher wollte ich von meinen Eltern immer und immer wieder unsere alten Familienaneddoten hören. Sie waren ein Phantasieraum, in den ich gerne flüchtete. Kein Wunder bei zwölf Ortswechseln und einer Odyssee durch sieben Länder in zehn Jahren.«

Mutter warf mir einen bösen Blick zu, Lilja seufzte und eröffnete konzentriert und mit größerem Elan als zuvor eine weitere Gefechtsrunde mit dem Kartoffelsalat, der Vater in meinem Kopf drückte meinen Nacken Richtung Tisch und

gab einen zynischen Kommentar von sich, während mir Schimon wortreich zu verstehen gab, dass es seine Kinder ebenfalls nicht leicht gehabt hätten.

Ja, genau so habe ich es mir vorgestellt, dachte ich. Welcher Teufel hat mich geritten, dem Gespräch diese Wendung zu geben?

»Meine zweite Tochter kam auf die Welt, als ich schon in Westsibirien im Lager war. Von den zehn Jahren, zu denen ich verurteilt worden war, habe ich neun abgesessen. Lilja und die Kinder hatten etwas mehr Glück. Sie durften schon Anfang der siebziger Jahre ausreisen. Als ich 1979 in Israel ankam, wartete meine Familie am Flughafen auf mich. Meine Kinder sind mir in der Halle entgegengelau- fen. Sie haben mich umarmt. Ich war überwältigt. Es war der schönste Augenblick meines Lebens.«

»Ich habe den Töchtern ihren Vater aus der Ferne gezeigt«, erzählte Lilja. »Ich selbst habe ihn sofort erkannt, als er den Sicherheitskontrollbereich hinter sich gelassen hatte, aber er hatte uns noch nicht gesehen. Da habe ich der Jüngeren ge- sagt: Schau, der Mann dort drüben ist dein Papa. Lauf schnell zu ihm und umarme ihn, tu so, als würdest du ihn kennen. Der Älteren hätte ich so etwas gar nicht zu sagen brauchen.«

»Davon erfuhr ich erst später.« Schimon lachte und zwin- kerte mir zu. »Von den listigen Tricks meiner Frau habe ich immer profitiert. Ich bin ja eher wie dein Vater – geradlinig, gutgläubig, oft mit dem Kopf gegen die Wand.«

»Willst du damit sagen, Lilja sei nicht gutgläubig?«, fragte Mutter.

»Die List ist eine Cousine der Weisheit, die Ehrlichkeit ist nur ihre Stieftochter«, bemerkte ich und behauptete, um dem schalen Witz einen Anstrich von Seriosität zu verleihen, es handle sich dabei um ein österreichisches Sprichwort.

»Auf Deutsch klingt das natürlich viel schöner und griffiger. Es reimt sich sogar.«

»Mein Sohn kennt sich gut aus. Er ist gebildet und inzwischen ein richtiger Österreicher«, sagte Mutter.

»Ich habe gehört, du hättest deinen Schulabschluss mit ausgezeichnetem Erfolg gemacht«, bemerkte Lilja.

»Das ist mehr als fünfzehn Jahre her.«

»Trotzdem. Du hast deinen Weg im Leben gefunden. Deine Mutter kann stolz auf dich sein.«

»Wie fühlst du dich in Österreich?«, fragte mich Schimon.
»Bist du hier zu Hause?«

Oh nein, nicht schon wieder!

Da ich in Mutters Wohnung die Rolle des wohlerzogenen Sohnes nicht ablegen wollte, antwortete ich artig: »So im Großen und Ganzen schon.«

»Was heißt im Großen und Ganzen? Ist Österreich dein Heimatland oder nicht?«

»Ich habe einen österreichischen Pass, ich liebe die österreichische Variante des Deutschen und die österreichische Literatur, ich habe eine emotionale Bindung an die Stadt Wien, in der ich aufgewachsen bin, die Mentalität der Menschen ist mir vertraut ...«

»Bla, bla, bla, red nicht drum herum!«, unterbrach mich Schimon. »Ein Pass ist ein Fetzen Papier, die russische Sprache liebe ich auch. Es gibt keinen Autor, dessen Werk mich jemals so erschüttert hat wie das von Tolstoi, keinen, den ich so gerne lese, immer wieder und jedes Mal neu, wie Tschchow. Ich bin in Leningrad aufgewachsen, und die Mentalität der Bewohner kenne ich leider nur zu gut. Aber das alles macht mich nicht zum Russen.«

»Ist Israel seit dem Tag, an dem Sie eingewandert sind, Ihre Heimat?«

»Nein«, sagte er. »Noch bevor ich nach Israel gekommen bin, war das meine Heimat.«

»Schon vor seiner Geburt war er ein israelischer Patriot«, bemerkte Mutter. »Und das, obwohl der Staat Israel damals noch gar nicht existierte.« Schimon schmunzelte und wandte sich wieder an mich: »Aber wo ist deine Heimat? Was ist für dich dieses Österreich? Theodor Herzl war Österreicher. Hitler auch.«

Ich muss ihn wohl etwas ratlos angesehen haben, denn er murmelte mit ehrlichem Bedauern in der Stimme: »Ich glaube, ich verstehe. Du bist ein Kosmopolit.«

»Ich bin Europäer«, erklärte ich.

»Europäer?!«, höhnte er. »Willst du mich verarschen? Ich war fast zehn Jahre im Lager. Glaubst du, du kannst mich mit diesem rührseligen Gewäsch von Europa, Frieden und Menschenliebe irgendwie beeindrucken? Was hast du mit griechischen Tabakpflanzern oder schottischen Schafzüchtern gemeinsam?«

»Und Sie mit Zuwanderern aus Äthiopien?«, konterte ich.

»Wir sind Juden, wir leben in Erez Israel, wir teilen alle Gefahren und Schicksalsschläge dieses Landes.« Er sprach ernst, ohne einen Hauch von Ironie. Wenn jemand von meinen Freunden sich so über seine österreichischen Mitbürger geäußert hätte, wäre er ausgelacht worden. Ich ging in die Offensive.

»Ich teile auch die Schicksalsschläge dieses Landes. Denken Sie an Haider. Ein Tiefschlag! Denken Sie an unseren neuen Bundeskanzler – ein Schüsserl für die braune Suppe. Er ist mit den Rechtsradikalen ins koalitionäre Bett gestiegen und hat damit Europas Höllentore geöffnet. Das nehme ich persönlich. Aber ich laufe nicht davon.«

Um Schimons Lippen huschte ein wissendes Lächeln.

»Jeder Mensch sollte in seinem eigenen Land leben. Es ist einfacher, als du denkst. Bevor ich Zionist wurde, fühlte ich mich als Russe, aber die anderen sahen in mir nur den Juden. Vom Antisemitismus in Russland brauche ich dir nicht zu erzählen. Deshalb bin ich nach Israel ausgewandert. In erster Linie bestimmen die anderen über deine Zugehörigkeit. Ich habe deinem Vater nie verziehen, dass er Israel verlassen hat. Warum hat er dir das angetan?«

Obwohl ich viel hätte sagen können, kamen die Worte nur schwer und wenig überzeugend über meine Lippen.

»Du bist ein Mensch, der nirgendwo zu Hause ist«, meinte der israelische Patriot. »Tragisch!«

»Ja, vielleicht«, meinte ich. »Vielleicht ist aber gerade diese Tragik mein Zuhause, weil ...«

»Ach, hör doch auf!«, unterbrach mich Schimon. »Ich bin nicht einer von deinen wohlgenährten, linksliberalen österreichischen Freunden. Sie tun so, als hätten sie krumme Nasen, und bleiben in ihrem Innersten doch immer stupsnasig, auch dann, wenn sie darunter leiden. Mir können sie nichts vormachen. Ich kenne das Leben.«

Ich lachte und wechselte das Thema. Der alte Mann war mir sympathisch. Ich versprach, ihn bald in Israel zu besuchen, doch bis ich ihn wiedersah, sollte ein weiteres Jahrzehnt vergehen.